

Zwerge als Stammväter des Menschengeschlechtes?

Die allherbstlich südwärts „zu des Okeanos Fluten“ ziehenden Kraniche läßt der Sänger der *Ilias* (III, 3 ff.) dort in Kampf geraten mit „pygmäischen Männern“, mit einem Völkchen „faustgroßer“ Däumlinge oder Zwerge. Ernsthaft versichert uns *Aristoteles* (*Tiergeschichte* VIII, 12), es sei dies keine Sage, sondern es lebten dort wirklich kleintwüchsige Menschen, angeblich auch mit winzigen Pferden, und zwar als Höhlenbewohner. Ihren Sitz verlegt er in „die Sumpfniederungen oberhalb Ägyptens, denen der Nil entströmt“. Nach dem Wunderland Indien jedoch weist schon vorher, um 400 v. Chr., der griechische Arzt *Ktesias* (bei *Photius*, *Bibl.* 46^a): „Im mittleren Indien gibt es schwarze Menschen, Pygmäen genannt. Sie sprechen die gleiche Sprache wie die übrigen Inder, sind aber sehr klein, höchstens zwei, meist nur eineinhalb Ellen hoch. Sie haben äußerst langes Haar, das bis zu den Knien und tiefer herabhängt, und den größten Bart von allen Menschen.... Sie sind plattnasig und häßlich.... Dreitausend dieser Pygmäen sind im Gefolge des Königs der Inder; denn sie sind gewandte Bogenschützen.... Sittlich stehen sie ungemein hoch....“ Auch *Plinius* (*Naturgeschichte* VII, 2) spricht von pfeilbewehrten, nur drei Spannen hohen Pygmäen, die an den äußersten Ostgrenzen Indiens im Gebirge wohnten, unter ständigem Frühlingshimmel.

Es ist eine der vielen Überraschungen unserer Tage, daß diese und ähnliche mit offenbaren Fabeln und Übertreibungen durchsetzten Berichte der Alten neuerdings doch einen wahren Kern enthüllen. Seit einem halben Jahrhundert sind nämlich mehr und mehr solcher Zwergvölker entdeckt, und zwar tatsächlich in Innerafrika und den ostindischen Gebieten Südostasiens. Allerdings sind es keine „Dreispannenmännlein“, die hier aus mehrtausendjährigem Dunkel auftauchen, sondern Menschein von immerhin doppeltem Größenmaß, das sich aber im Durchschnitt für erwachsene Männer wesentlich unter 150 cm hält. Solcher eigentlichen „Pygmäen“ gibt es namentlich im mittelafrikanischen Urwald zahlreiche, unter großwüchsigen Negern verstreute Stämme oder vielmehr Horden. Sie alle, die *Akka* am oberen Uelle, die *Wambutti* am *Ituri*, die *Babinga* am *Ganga*, die kamerunischen *Bangjelli*, die *Obongo* oder *Akwa* *Gabuns*, die im Seengebiet und Kongobecken weitverbreiteten *Batwa* u. a., werden als die „zentralafrikanischen Pygmäen“ oder *Negritos* zusammengefaßt. Ihnen stehen als selbständige Gruppe die *Buschmänner* der südafrikanischen Kalahariwüste gegenüber. In Südostasien zählen zu den echten Zwergvölkern die Bewohner der *Andaman-Inseln*, die *Semang* *Malakas* im Hinterland von *Pinang*, und auf den Philippinen die *Akta* oder *Negritos*. Dieser letzte Name dient auch als Gesamtbezeichnung aller drei genannten asiatischen Gruppen. Seit etwa fünfzehn Jahren sind außerdem noch in *Neuguinea* Pygmäen bekanntgeworden, und zwar nicht nur als zahlreiche Einzelfälle unter sonst großwüchsiger Bevölkerung, sondern auch als gesonderte kleine Stämme im Landesinnern.

Diesen eigentlichen Zwergvölkern zunächst stehen die durchschnittlich etwas über 150 cm großen, auch sonst abweichenden „Pygmoïden“, zu denen be-

sonders die Wedda auf Ceylon, die den Semang südlich benachbarten Senoi auf Malaka und die Toala von Celebes gehören. Keinerlei echte Pygmäen oder Pygmoiden fanden sich bisher auf dem australischen oder amerikanischen Festland oder in Europa, auch nicht in gesicherten vorgeschichtlichen Spuren.

Außer dem Zwergwuchs sind es noch eine ganze Reihe anderer Körper-eigenheiten, die alle wahren Pygmäen ziemlich gleichmäßig auszeichnen, ob hien in Afrika, ob drüben in Inselasien. In innerem Zusammenhang mit der geringen Größe steht ihr durchweg untergesetzter, gedrungener Körperbau, der meist die kindlichen Verhältnisse kürzerer Beine und längeren Rumpfes aufweist. Gemeinsames Merkmal ist vor allem das kurze schwarze, zu dichten Löckchen sich ringelnde Kraushaar, das z. B. scharf gegen die langen und flachwelligen Haare der Pygmoiden absticht. Kennzeichnend für ein echtes Pygmäengesicht ist die breite, flache Nase, die von tief eingesattelter Wurzel aus weniger in die Länge und Höhe als in übermäßige Breite wächst, so daß diese oft genug die Länge erreicht oder gar übertrifft. Unter ihr wölbt sich der zum Munde hinleitende Hautteil deutlich vor und bildet die besonders in der Seitenansicht auffällige „konverge Oberlippe“, die in deutlichem Gegensatz zu der hier über der starken Lippenwulstung meist vorhandenen Hohlrinne des Negers steht. Von diesem unterscheiden sich die Zwergvölker noch durch ihre oft hellere Hautfarbe, die bei manchen zentralafrikanischen Pygmäen eine rötliche und bei den Buschmännern eine mehr fahlgelbliche Tönung zeigt. In Südostasien allerdings, inmitten hellfarbigerer Bevölkerung, heben sich die Pygmäen mehr als dunkel hervor. Unverkennbar ist im allgemeinen auch die Neigung der reinen Pygmäen zur Kurzköpfigkeit, die sie merklich von den meist langschädelligen Negern und insbesondere den gleichfalls langköpfigen Pygmoiden trennt.

Bei dieser vielfachen Ähnlichkeit aller Zwergvölker liegt es nahe, sie als ursprünglich zusammengehörig, als versprengte Reste einer früheren Stammesgemeinschaft zu betrachten. In großzügiger Weise ist diese Verknüpfung vor allem von dem verdienstvollen „Anthropos“-Leiter P. Wilh. Schmidt S. V. D. vorgenommen. Im Jahre 1910 erschien sein grundlegendes „Pygmäenwerk“¹, das die Frage nach allen Seiten aufrollte und zu lösen suchte. Wie so manche neue und überraschende Auffassung, stieß es anfänglich auf vielfachen, ja fast allgemeinen Widerspruch, der indes den Grundgedanken des Buches nicht zu ertöten vermochte. Im Gegenteil hat dieser seither eher an Beachtung gewonnen, so daß Anthropologie und Ethnologie an der „Pygmäenfrage“ nicht mehr vorübergehen können und auch die Allgemeinbildung von ihr Kenntnis nehmen muß.

Es handelt sich um nichts weniger als um die Annahme, daß wir in den Pygmäen die Überbleibsel der ältesten Urmenschheit vor uns haben, von der unser gesamtes Geschlecht sich herleite. Mit andern Worten, unsrer ersten Stammväter seien Zwerge gewesen ähnlich jenen, und die körperlichen und geistigen Eigenheiten unsrer ältesten Ahnen könnten

¹ „Die Stellung der Pygmäenvölker in der Entwicklungsgeschichte des Menschen“ (Studien und Forschungen zur Menschen- und Völkerkunde VI/VII). (IX u. 315 S.). Stuttgart 1910, Strecker & Schröder. Nicht näher bezeichnete Seitenangaben beziehen sich im Folgenden auf dieses Werk.

wir mehr oder weniger noch an diesen auf der Urstufe stehengebliebenen „Kindheitsvölkern der Menschheit“ ablesen. Das müßte uns diese überaus verehrungswürdig machen, und mit unverkennbarer Liebe und Hingebung zeichnet denn auch P. W. Schmidt ihr Bild, das allerdings staunenswerte Überraschungen bietet.

Neben den körperlichen Gemeinsamkeiten ist es vor allem der in vielem gleichartige ethnologische Befund, der die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der Zwergvölker nahelegt und in ihren Grundzügen die älteste Urkultur darzustellen scheint, die als „Pygmäenkultur“ Sitten und Auffassungen der Erstlingsmenschheit widerspiegeln. Es gilt dies von der materiellen wie der geistigen und insbesondere religiösen Kultur.

Der stoffliche Kulturbesitz zunächst ist vor allem durch Bogen und Pfeil gekennzeichnet, womit die Zwergstämme fast ausnahmslos wie verwachsen erscheinen. Dies sowie die urchümlichen Formen jener Fernwaffe lassen nach Schmidt darauf schließen, daß die Pygmäen sie wohl als ihre Eigenerfindung seit unvorstellbaren Zeiten benutzen. Im übrigen offenbart sich in ihrer Lebenshaltung eine Einfachheit, die für Uranfänge spricht und sich hauptsächlich durch den Mangel „fortgeschrittener Kulturerrungenschaften“ äußert. Sie stehen insgesamt auf der ersten und untersten Wirtschaftsstufe als bloß aneignende Jäger und Sammler, die ihren tierischen und pflanzlichen Bedarf nehmen, wie sie ihn finden, ohne Viehzucht und Ackerbau, ohne weitergehende Verarbeitung. Auch ihren eigenen Körper belassen sie zumeist in verhältnismäßig reinem Naturzustand, ohne aufdringlichen Schmuck, insbesondere ohne Bemalung oder Verstümmelung. Die Wohnung besteht gewöhnlich aus schnell errichteten Windschirmen oder Bienenkorbhütten von halber oder ganzer Rundung. Das Feuer, das zwar alle Pygmäen wenigstens als Dauerbrand benutzen, wissen die Andamanesen, wohl als einziges Volk der Erde, anscheinend nicht selber zu erzeugen, während die übrigen Zwergstämme es nach urchümlicher Art durch Reiben oder auch durch Quirlen oder Sägen zu bereiten verstehen. Töpfererei fehlt entweder von Haus aus oder steht in rohen Anfängen. Nicht einmal zur Urstufe der Steinwerkzeuge scheinen unsre Zwerge vorgedrungen zu sein, sondern sie verfertigen ihre wenigen Geräte fast nur aus Holz, Knochen oder Muscheln. Musikinstrumente sind so gut wie nicht vorhanden. Auch die sonstige Kunstbetätigung erhebt sich wenig über das Nichts: keinerlei Plastik, kaum Spuren roher Relieifarbeit oder Malerei. Hierin bilden allerdings die Gemang durch ihre kunstvollen Zeichnungen und die Buschmänner durch ihre farbenfrohen Felsbilder eine um so überraschendere Ausnahme.

Diese zeigt schon, daß man den Pygmäen geistige Befähigung nicht leicht hin absprechen darf. Jene Zwerge sind nicht etwa als halbtierische, noch unfertige Menschen zu betrachten. Ihr geringer Kulturbesitz geht weniger aus Stumpfsinn als aus kindlich zufriedener Anspruchslosigkeit hervor. Nach allen Beobachtungen sind sie sogar lebhaften, aufgeweckten Geistes, der sich in der sie umgebenden Natur wunderbar zurechtfindet. Auch stehen sie keineswegs auf der angeblichen Menschheitsvorstufe der Sprachlosigkeit. Selbständige Idiome sind allerdings nur erst bei den Andamanesen und den Buschmännern festgestellt, bei jenen mit ungemein verwickeltem Wortbau und bei diesen mit den seltsamen Schnalzlauten. Die übrigen Pygmäen scheinen jetzt alle die

Sprache benachbarter großwüchsiger Stämme zu reden, oft aber in altertümlicher Form, mit abweichender Aussprache und mit teilweise bewahrtem Eigengut. Hieraus will neuerdings Alb. Drexel¹ für die zentralafrikanischen Pygmäen auf eine mit dem Buschmännischen zusammengehörige, ursprünglich einheitliche „Pygmäensprache“ (Khoïn) schließen.

Zu einem Hohenlied auf jene so lange unbeachteten Zwergvölklein gestaltet sich P. W. Schmidts Darstellung ihrer ethischen und religiösen Verhältnisse. Man glaubt fast, Chateaubriands wehmutsvolle Schilderung des kindlich reinen Glückszustandes der Paraguayreduktionen zu lesen. Die über hundert einschlägigen Seiten des Pygmäenwerkes mit ihren reichen Quellangaben wollen wir hier nach einer anderstwo² veröffentlichten Zusammenstellung des Verfassers wiedergeben.

„Wer bis dahin die Naturvölker nur aus gewissen Reisebeschreibungen oder ethnologischen Werken kennengelernt hat, die die Grausamkeiten, Unsitlichkeiten und sonstigen Scheußlichkeiten dieser Völker mit grellen Farben schilderten, wird erstaunt sein, von all dem bei diesen Anfangsvölkern³ so ganz wenig, vielfach gar nichts, dagegen zahlreiche Züge echter, hoher Sittlichkeit anzutreffen.

Der wilde, rücksichtslose Kampf ums Dasein, der auch ganz besonders die Anfänge der menschlichen Entwicklung begleitet haben soll, ist hier gar nicht oder nur in schwachen Formen anzutreffen. Streitigkeiten, Verwundungen, Tötungen sind seltener als anderswo; es scheinen selbst eigentliche Waffen zum Nahkampf ursprünglich gefehlt zu haben. Gänzlich fehlt die Menschenfresserei mit den so oft sie begleitenden Greueln des Menschenraubes. Unbekannt sind gefegliche Verstümmelungen oder körperliche Quälereien oder Menschenopfer. Unbekannt ist endlich die Sklaverei; die Freiheit ist vielmehr das am heißesten geliebte und nirgendwo angetastete Gut jedes einzelnen.

Als Stammesgebot herrscht ein ausgesprochener Altruismus, der sich selbst Opfer auferlegt — z. B. bei der Verteilung der Nahrungsmittel —, um auch minder Begünstigten das Dasein zu erhalten und zu verbessern. Das zeigt sich besonders in der Familie: die Eltern sind mit den Kindern durch Liebe und Sorgfalt, die Kinder mit den Eltern durch Ehrfurcht, dankbare Liebe und Gehorsam verbunden; sowohl der Mord der Eltern als das verbrecherische Abtreiben der Leibesfrucht und Kindesmord sind unbekannt. Aber auch über die Grenzen der Familie hinaus geht dieser Altruismus: schon die Kinder werden darin erzogen, daß man für Alte, Schwache, Witwen und Waisen sorgen, Liebe, Freundlichkeit, Höflichkeit, Gastfreundschaft üben müsse. Auch Züge persönlicher Hingebung und Aufopferung fehlen nicht.

Nicht nur der Begriff des Eigentums ist gekannt, sondern alle Berichterstatter stimmen darin überein, daß Ehrlichkeit diesen Völkern in hohem Maße eigen, Raub und Diebstahl bei ihnen nahezu unbekannte Dinge sind.

¹ Gliederung der afrikanischen Sprachen: *Anthropos* 16/17 (1921/22) 101 f.

² P. W. Schmidt, Die Uroffenbarung als Anfang der Offenbarungen Gottes, in Esser-Mausbachs „Religion, Christentum, Kirche“ I⁵ (1923) 610 ff. 617 ff.

³ Zu ihnen rechnet hier P. W. Schmidt kulturell außer den Pygmäen in vielem auch die Pygmoiden und insbesondere einige südostaustralische Stämme.

Nicht minder wird diesen Völkern allgemein Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit nachgerühmt, so daß Lüge und Verstellung jedenfalls selten bei ihnen angetroffen werden.

Was die Verhältnisse der geschlechtlichen Sittlichkeit anbetrifft, so fehlen hier zunächst alle die Ausschweifungen, die bei späteren kulturell höherstehenden Natur- und erst recht Kulturvölkern oft so reichlich sich finden. Nirgendwo wird berichtet von geheimen, geduldeten oder gar befohlenen Orgien bei nächtlichen Festen und Tänzen, von unnatürlichen Lastern. Das Schamgefühl ist in nicht geringem Maße vorhanden, die durchgängige Bekleidung der Frauen und die Bekleidung der Männer in den meisten Stämmen beruht deutlich nur auf diesem Grunde, so daß es klar wird, daß die Kleidung überhaupt nicht, wie manche Ethnologen wollten, erst aus dem Schmutz sich entwickelt habe. Daß die Bekleidung vielfach erst beim Eintritt der Pubertät angelegt wird, zeigt vielmehr deutlich, daß sie mit dem Schamgefühl in Beziehung steht, und könnte als eine abgeschwächte Parallele zu dem Unbekleidetsein der Stammeltern bis zu ihrer Erlangung der Erkenntnis von Gut und Böse gelten. Bezüglich der vorhelichen Keuschheit scheint bei mehreren Stämmen allerdings eine gewisse Freiheit zu herrschen; es gibt indes Stämme, bei denen auch diese gefordert wird und Zuwiderhandlungen streng gestraft werden.

In der Ehe wird die Treue jedenfalls von beiden Eheleuten gleichmäßig gefordert; wenn, was selten ist, Ehebruch vorkommt, wird er für beide Teile mit den schwersten Strafen, zumeist der Todesstrafe, geahndet. Auch die freiwillige Ehetrennung ist weit seltener, und die Ehe kommt dem Ideal der Unauflöslichkeit bei weitem näher, als es bei den späteren Völkern geschieht. Das hat seinen Grund zum Teil wohl auch darin, daß die gegenseitige Wahl der beiden Brautleute vor der Ehe in einem viel weiteren Umfang frei und nicht so sklavisch dem Willen der Eltern unterworfen ist, als das auf den späteren Entwicklungsstufen oft der Fall ist; vielmehr hat die gegenseitige Neigung dabei Raum, sich zu entfalten, und entfaltet sich tatsächlich. Es herrscht fast durchweg Monogamie, und überhaupt kommt in einer Reihe sozialer Institutionen eine weitgehende Gleichachtung und Gleichstellung der weiblichen mit der männlichen Persönlichkeit zum Ausdruck, jedoch nicht so, daß die natürliche Oberherrschaft des Mannes in der Familie dadurch aufgehoben würde. "...

Fast noch überraschender als diese hohe, bei Natur- und selbst Kulturvölkern ungewöhnliche Sittlichkeit ist das, was wir jetzt über die Religionszustände dieser ältesten Völker hören:

„Die Grundlage dieser Religion ist die Glaubensanerkennung eines Höchsten Wesens. Sein Name ist manchmal ‚Donner‘, manchmal ‚Himmel‘ oder ‚Herr‘ oder ‚Unser Vater‘. Er wohnt zumeist im Himmel, hat jedenfalls keine begrenzte Wohnstätte auf Erden, keine Tempel wie auch keine bildlichen Darstellungen; im übrigen ist er wie allgegenwärtig. Eine klare ausgesprochene Geistigkeit wird ihm nicht immer beigelegt, bei den Semang ist er wie Feuer; bei einigen Stämmen ißt, trinkt und schläft er; wenn ihm auch noch Frau und Kinder beigelegt werden, so lassen sich diese Anthropomorphismen deutlich als erst aus späterer Mythologie, besonders lunarer, seltener solarer, zugewachsen erweisen. Er war vor allen Dingen da, und nie wird etwas von der Möglichkeit seines Endes erwähnt. Er hat die höchste Macht über alle

Dinge und Personen; wenn bei den Semang, Südostaustraliern (und Andamanesen) einem Mittlerpaar, welches wahrscheinlich das Stammelternpaar ist, bedeutende Macht zugeschrieben wird, so steht dieses doch unter dem Höchsten Wesen; bei den Andamanesen vermag *Puluga*, das dortige Höchste Wesen, nichts über die Vertreter des Bösen, aber auch diese nichts gegen ihn. Er schickt auch Krankheiten und Tod, oft als Strafe für begangene Sünden, die er auch im Jenseits noch bestraft, wie er auch das Gute dort belohnt. Er ist Gesetzgeber der gesamten Sittlichkeit; bei einigen Völkern wird er auch als allwissend bezeichnet bis zur Kenntnis der Herzensgedanken. Niemals gebraucht er seine große Macht zu etwas Schlechtem — er ist also kein Begünstiger oder gar Anordner von Unsitte, Diebstahl, Mord, wie es bei den Göttern in der Mythologie selbst klassischer Kulturvölker ja oft genug der Fall war. Er belästigt auch nicht grundlos oder nach Laune die Menschen, sondern ist gütig und hilfreich, alles Gute kommt überhaupt durch ihn.

Wir werden es begreiflich finden, daß eine solche Gestalt jenen Völkern Ehrfurcht einzulösen vermag. Diese äußert sich schon darin, daß sie zumeist nur mit Scheu von ihm sprechen. Der auffallendste Ausdruck dieser Ehrfurcht aber ist, daß sie ihn unbestritten als ihren sittlichen Gesetzgeber und Beherrscher anerkennen, eine Tatsache, die bei dem zügellosen Freiheitsinn dieser Völker und bei dem fast vollständigen Mangel jeglicher einzelpersönlicher Träger politischer und sozialer Autorität doppelt schwer in die Waagschale fällt. Und daß diese Anerkennung keine bloß theoretische ist, beweist die tatsächlich hingebende Befolgung der sittlichen Vorschriften, die dann Zustände von einer solchen Reinheit und Höhe bewirken, wie wir sie vorhin kennengelernt haben. Wir werden hier nun auch zur Genüge inne der Falschheit des Sages der meisten modernen Religions-theorien, daß Religion und Moral ursprünglich nichts miteinander zu tun gehabt hätten, sondern erst ziemlich spät in Verbindung zueinander gebracht worden seien: Wirklichkeit ist, daß es nirgendwo eine innigere und umfassendere Verbindung von (theistischer) Religion und Ethik bei den Naturvölkern gibt, als wir sie gerade hier auf der primitivsten Anfangsstufe treffen.

Wenn wir uns jetzt noch nach anderen Formen der Verehrung des Höchsten Wesens umsehen, so scheint auf den ersten Blick wenig davon zu finden zu sein. . . .

Trotz alledem können wir aber irgendwelche Formen des Gebetes bei allen Pygmäenvölkern nachweisen. Es ist meist nur kurz und scheint nicht in bestimmten, stehenden Formeln geübt zu werden, sondern wechselt, so wie der Augenblick es eingibt; es ist wirklich wie ein Sprechen und ein Hinaufrufen zu dem Höchsten Wesen im Himmel. Wenn eine derartige Form des Gebets damit der Feierlichkeit zu entbehren scheint, so bringt es um so mehr die Vertraulichkeit des Verkehrs mit dem Höchsten Wesen zum Ausdruck.

Womöglich noch deutlicher aber offenbart sich die Verehrung des Höchsten Wesens in dem Opfer, welches alle Pygmäen, die Semang ausgenommen, dem Höchsten Wesen darbringen. Es ist einzig das Primitivopfer, das Opfer der Erstlinge von Jagdergebnissen und Waldfrüchten, das sie kennen. Dadurch wird auch die moderne Theorie über den Ursprung des Opfers aus der Speisung der Toten zunichte; die meisten Pygmäen kennen keine solche Speisung und jedenfalls keinerlei Verehrung der Toten durch Darbringung von Speisen.

Das Primitiaalopfer aber ist die Anerkennung des Höchsten Wesens als des obersten Herrn und eigentlichen Eigentümers der ganzen Erde und alles dessen, was der Mensch aus ihr sich aneignet; es ist gleichsam der Tribut, der von all diesen Gaben dem höchsten Souverän geschuldet und abgestattet wird.

So haben wir hier also eine wirkliche und volle Religion vor uns mit allen ihren wesentlichen Bestandteilen: Glaubenslehre, Sittenlehre, Kult, letzterer dreifach sich äuernd: Ehrfurchtsbezeugung, Gebet und Opfer. Und so naiv-kindlich das Ganze auch erscheinen und wie sehr auch alles mit anschaulichen Anthropomorphismen durchsetzt sein mag, bestehen bleibt, daß hier eine Religion von solcher einfachen Reinheit und schlichten Größe vorhanden ist, daß sie weit über den Niedergang hinwegragt, den später kulturell oft hoch entwickelte Völker vergebens durch eine vielgestaltige Mythologie und bunten, komplizierten Zeremonialdienst zu verdecken suchen.“

Zweifellos sind all diese hier dargelegten Verhältnisse der Erstlingsvölker der Menschheit, ihre Tatsächlichkeit vorausgesetzt, von ungeheurer Tragweite. Sie ergeben ein ganz anderes Bild vom Menschheitsbeginn, als die landläufige Wissenschaft es bisher gezeichnet hatte. Namentlich war es die herrschende entwicklungstheoretische Richtung in der Ethnologie, die für die Menschheitsanfänge jeweils das Unvollkommenste, Niedrigste, dem Tiere Nächststehende glaubte feststellen zu müssen. So sollte in gesellschaftlicher Beziehung wilde geschlechtliche Willkür und im Gefolge davon Gruppenehe den Anfang gemacht und erst in langer Entwicklung zur höchsten und spätesten Familienform, der Eihe, geführt haben. In geradem Gegensatz hierzu findet sich aber bei jenen ältesten Menschheitsvölkern die Eihe bereits so rein, allgemein und ausschließlich verbreitet, daß ihr Kulturkreis geradezu als der „monogamistische“ bezeichnet wird. Ferner soll nach evolutionistischer Auffassung die Religion sich aus geheimnisvollem Zauber (Magismus) und naivem Beseelungsglauben (Animismus) über Geister- und Göttervorstellungen hinweg erst allmählich und zuletzt zum Eingottglauben, dem Monothismus, entwickelt haben — und diese angeblich letzte Stufe finden wir hier gleich bei der Erstlingsmenschheit aufs reinste ausgeprägt! Ja es scheint, als ob wir bei diesen verachteten Zwergvölkern die biblische Uroffenbarung noch ziemlich rein vor uns hätten! Jedenfalls stände uns in den Pygmäen ein lebendiger Anschauungsunterricht zur Verfügung über fast alle Fragen nach den Urfängen unsres Geschlechtes! Und sowohl zeitlich wie inhaltlich ginge dieser weit hinaus über alles, was die zünftige Wissenschaft der Prähistorie oder Urgeschichte uns lehren könne. Denn nach W. Schmidt¹ reichen die Pygmäen bis vor die Altsteinzeit in dasolithikum zurück, ja sie ließen bei dem Mangel auch eigentlicher „eolithischer“ Steinwerkzeuge auf ein noch früheres „Holz- und Knochen- (bzw. Muschel)-Alter“ schließen². Und nicht nur mit zufällig erhaltenen toten Resten lediglich stofflicher Kultur hätten wir es hier zu tun, sondern mit dem gesamten äußerlichen und innerlichen, noch heute warm pulsierenden Leben, das einst den

¹ Pygmäenbuch 110; „Völker und Kulturen“ (Der Mensch aller Zeiten III) 108.

² Neuerdings (Jahrbuch des Missionshauses St. Gabriel, Mödling bei Wien, I [1922] 18 u. 37) führt Schmidt die Pygmäenkultur als nur „relativ älteste“ noch weiter in die Vorzeit auf einen „absolut ältesten Kulturkreis“ zurück.

Quellstrom der ganzen Menschheit gebildet! Kurz, in den Zwergvölkern böte sich uns gewissermaßen ein lebendes Fossil unsrer ältesten Stammväter, nahezu unverändert erhalten durch all die Jahrzehntausende des seitherigen Menschheitsganges!

Unverkennbar ist die hohe Bedeutung dieser Aufstellung für die christliche Apologetik, wenngleich es manchem befremdlich erscheinen mag, sich die biblischen Stammeltern und ersten Urväter als Zwerge vorzustellen. Daß hierin indes keinerlei Unzuträglichkeit liegt, die Befunde der Genesiserzählung und Pygmäenforschung vielmehr weitgehend übereinstimmen und zu einem Beweise für die göttliche Uroffenbarung zusammenklingen, dies sucht P. W. Schmidt in seinem oben angezogenen wertvollen Beitrag zu Esser-Mausbachs „Religion, Christentum, Kirche“ ausführlich darzutun. Wie eine reiche Goldader nützt der unermüdliche Forscher sodann seine Pygmäentheorie mit zur Grundlegung einer glanzvollen Apologie christlicher Religion und Wissenschaft. Machtvoll erhebt sich der Bau in dem Werke „Der Ursprung der Gottesidee“¹, dem der noch ausstehende „Positive Teil“ die Krone aufzusetzen verspricht. Eine ausschlaggebende Stellung nehmen die Pygmäen auch in dem noch nicht abgeschlossenen Prachtband „Völker und Kulturen“ ein. Schmidts neuere schöne Schrift „Menschheitswege zum Gotterkennen“ (1923) findet bei den Pygmäen und den ihnen nahestehenden Urvölkern den „Kern und die tiefste Grundlage“ für die ersten Erkenntnisschritte des Menschen zu Gott, eine Grundlage, die „fest und groß, hell und klar eine rationale ist durch die Erfassung Gottes als Schöpfers der Welt und des Menschen, . . . als des nur Guten und Gütigen, als des Vaters, als des vertrauten Menschenfreundes“ (S. 41 f.). Um die ganze apologetische Fruchtbarkeit der Pygmäentheorie zu erkennen, brauchen wir des weiteren nur die stattliche Reihe der „Anthropos“-Bände durchzublättern oder die drei bisherigen Berichte über die verdienstvolle, von P. Schmidt begründete und geleitete Semaine d'Ethnologie religieuse. Gerade der unlängst erschienene Band III über die so stimmungsvoll verlaufene Woche von Tilburg (September 1922) zeigt wiederholt die grundlegende Bedeutung der Pygmäen für die wichtigen Fragen nach der Ursprünglichkeit der monogamen Einzelfamilie und des Eingottglaubens sowie insbesondere nach der Entstehung des Opfers. Sogar das Wesen des Kreuz- und Messopfers sucht P. Schmidt in einer eigenen ausführlichen Arbeit² an dem bei den meisten Pygmäen üblichen Erstlingsopfer von Lebensmitteln zu klären und neu zu bestimmen.

Je bedeutsamer die Folgerungen sind, zu denen die Pygmäentheorie Anlaß gibt, desto gebieterischer drängt sich die Pflicht auf, die Sicherheit und Tragfähigkeit ihrer eigenen Grundlagen zu untersuchen. Muß doch insbesondere der christlichen Apologetik alles daran gelegen sein, ihren Bau nur auf völlig zuverlässigen Boden zu gründen. Und um so notwendiger erscheint die Forderung nach Beweisprüfung der Pygmäentheorie, als es dieser an ernstem Widerspruch nicht gefehlt hat und nicht fehlt. Ruhig und sachlich wollen wir die wichtigsten Gründe und Gegengründe abwägen,

¹ I. Historisch-kritischer Teil (1912), gewürdigt in dieser Zeitschrift 84 (1913), 397—412.

² Ethnologische Bemerkungen zu theologischen Opfertheorien: Jahrbuch des Missionshauses St. Gabriel I (1922) 1—67.

um in reinem Wahrheitsstreben zu einem zustimmenden oder ablehnenden Urteil zu gelangen oder — und auch das dient der Wahrheit — zu erkennen, daß vorläufig weder das eine noch das andere möglich ist.

Die Beweise für die Pygmäentheorie gliedern sich in anthropologische und ethnologische, je nachdem sie sich auf die körperliche Beschaffenheit oder den stofflichen und geistigen Kulturbesitz der Pygmäen stützen. P. Schmidt nimmt beide Beweisreihen für den gleichen Schluß in Anspruch, daß nämlich die Zwergvölker ziemlich treu und allseitig die Urmenschheit darstellen sollen. Hierfür dürfte aber hauptsächlich nur die Anthropologie und die von Schmidt ziemlich ausgeschaltete Prähistorie zuständig sein, während der ethnologische Befund doch wohl nur die Bewahrung einer frühzeitlichen, höchstens relativ ältesten Kultur erweisen kann, ohne notwendig die körperliche oder auch nur kulturelle Anfangsstufe der Menschheit zu erschließen. Jedenfalls muß man sich stets genau der Grenzen jeder gezogenen Folgerung bewußt bleiben, um Wahrheit von etwaiger Wahrscheinlichkeit oder bloßer Möglichkeit zu scheiden.

Anthropologisch ist die doppelte Frage zu prüfen, ob erstens die verschiedenen Pygmäengruppen zu einer einheitlichen Rasse zusammengehören, und sodann, ob die gemeinsame Grundform wirklich als die der ältesten Menschheit zu betrachten ist. Von den noch zu wenig erforschten Zwergstämmen Neuguineas und seiner Inselwelt sei dabei von vornherein abgesehen.

Für die Zusammengehörigkeit aller eigentlichen Pygmäen scheinen wirklich die schon oben kurz gekennzeichneten gemeinsamen Körpermerkmale zu sprechen. Besonders wenn man diese durch die gesamte heutige Menschheit verfolgt¹, ohne sie sonst auch nur annähernd gleich vereint anzutreffen, stellt sich mit hinreichender Deutlichkeit ein scharf umrissener Pygmäentyp heraus. Allerdings bleiben der Verschiedenheiten unter den einzelnen Zwerggruppen noch genug, und deren Zahl vermehrt sich eher bei vertiefter Forschung, auch auf Kosten wichtiger, angeblich gemeinsamer Merkmale. So ist insbesondere die von Schmidt stark betonte Kurzköpfigkeit keineswegs durchgängig, so daß Reche für alle Pygmäen eher Mittellköpfigkeit als kennzeichnend annahm, während namentlich französische Forscher, wie Poutrin und Verneau², gar Hinneigung zu Langschädeligkeit als weitestverbreitet hinstellten, hauptsächlich für die Zwergvölker Afrikas, aber auch teilweise für die asiatischen Negritos besonders auf Malaka. Allerdings sucht Schmidt solche Fälle durch den Hinweis auf Mischung mit langschädelligen, großwüchsigen Nachbarvölkern zu entkräften, ein Hinweis, der, mag er in sich auch berechtigt sein, doch leicht einer bequemen, im Einzelfall meist unertweisbaren Ausflucht ähnlich sieht. Er würde gestützt, wenn tatsächlich jeweils mit der Schädel länge auch die Körpergröße zunähme und umgekehrt. Nach Johansen (1907),

¹ Vergleiche namentlich die Übersichtstafel bei Jens Paulsen, Über Pygmäeneigenschaften bei andern Völkern und ihre Bewertung für die Entwicklungsgeschichte des Menschen (Archiv für Anthropologie, Neue Folge 19 [1922] 41—51).

² L'Anthropologie, z. B. 23 (1912) 351 355 f. 386 f. 398; 31 (1921) 299. Vgl. Schwalbe im „Globus“ 98 (1910) 53 und Pöck in den Mitteilungen der Geogr. Ges. Wien 1912, 313.

Auerbach (1912) und auch Schlaginhaufen¹ bestände hier wirklich ein innerer Zusammenhang, den indes nach gegenteiligen Befunden Poutrin, Deniker² u. a. leugnen. Neuerdings wird aber überhaupt die Bedeutung der Schädelform als streng erblichen Rassenmerkmals durch Beobachtung umgestaltender, vielfach noch dunkler Umwelteinflüsse³ etwas eingeschränkt, so daß vereinzelte Abweichungen nicht unbedingt gegen Rassenzusammengehörigkeit sprechen.

Eine andere Frage aber ist, ob der gemeinsame Pygmäentyp sich nicht an mehreren Orten unabhängig voneinander aus gleichgerichteten Ursachen entwickeln konnte. Das scheint in der Tat die Auffassung der meisten neueren Anthropologen zu sein. So bezeichnete Schwalbe schon 1905 und dann wieder 1910 (in seiner Besprechung des Schmidtschen Pygmäenbuchs: „Globus“ 98, S. 53 ff.) die Zwergvölker als „lokale Größenvarietäten des rezenten Menschen, ... das Resultat einer Auslese unter fortwährender Einwirkung äußerer Verhältnisse, nämlich relativ geringer Ernährung bei gleichzeitiger Isolierung“. Auf diese Weise seien sie „ursprünglich entstanden, ... als Rassen fixiert und nunmehr durch vorübergehende reichlichere oder spärlichere Nahrung in ihren körperlichen Eigenschaften nicht mehr leicht zu beeinflussen“. Eine „Erscheinung physischer Degeneration“ lehnte Schwalbe dabei ausdrücklich ab, so daß Schmidt nicht ganz im Recht ist, ihm die freilich unzulässige Auffassung der Pygmäen als „Kümmerformen“ zuzuschreiben. Wenn er gegen ihn ferner ins Feld führt, daß sich doch nirgendwo mehr großwüchsige kraushaarige und zugleich kurzköpfige Rassen fänden⁴, „von denen ausgehend die jetzigen Pygmäen degeneriert wären“, so ist bei dem eben dargelegten Stande der Pygmäen-Kurzköpfigkeit und auch aus andern Gründen nicht einzusehen, wie dieser Einwand der Schwalbeschen Erklärung „vollständig und glatt den Boden entziehen“ soll. Sie ist vielmehr die herrschende geworden; insbesondere gibt der zur Zeit wohl beste Kenner auf diesem Gebiete, Eugen Fischer, 1914 (Zeitschr. für Morphol. u. Anthr. 18, 506) Schwalbe „unbestreitbar recht“, und 1923 (Menschliche Erblchkeitslehre 112) versichert er von den Zwergaffen mit Bestimmtheit: „Es sind Idiovariationen⁵, bei deren Entstehung bzw. Erhaltung selbstverständlich Auslese ihre Rolle gespielt hat.“ Dabei denkt Fischer aber, wie es Schwalbe wohl noch tat, keineswegs an die Neger als Stammrasse der afrikanischen Zwergvölker, eher umgekehrt, da er die Pygmäen für unbedingt älter als jene erklärt. „Beide könnten“, so meint er (Anthropologie [1923] 191), „auf eine allerälteste Schicht zurückgehen, aus der sich je selbständig eine große und eine kleine Variation gebildet hat, jede mit besonderen — aber einander zum Teil nicht allzu fernen — Merkmalen.“

¹ Über die Pygmäenfrage in Neuguinea (Festschrift der Dozenten der Univ. Zürich 1914).

² L'Anthropologie 23 (1912) 352; 27 (1916) 485. Eine gewisse steigende Einwirkung zunehmender Körpergröße auf die Schädelänge bleibt dabei unbestritten. Vgl. E. Fischer, Menschliche Erblchkeitslehre² (1923) 89.

³ Siehe hierüber besonders Eug. Fischer, Anthropologie (Kultur der Gegenwart III, 5 [1923]) 130 ff. und in Vaur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblchkeitslehre I² (1923) 86 ff.

⁴ Vgl. übrigens Czekanowski in der Zeitschr. f. Ethnol. 1910, 830 f.

⁵ In der Keimanlage begründete, deshalb erbliche „Eigenänderungen“, im Gegensatz zu den nichterblichen, nur umweltbedingten „Paravariationen“ (Modifikationen).

Ob und wie weit nun bei dieser Auffassung die verschiedenen Pygmäengruppen als getrennt entstanden zu denken seien, darüber sind sich die Anthropologen uneins und unklar. Während die mittelafrikanischen Zwerggruppen trotz mehrfacher Fremdbeimischung ziemlich allgemein¹ als anthropologische Einheit gelten, begegnete die Zugehörigkeit der Buschmänner zu ihnen schon Zweifeln. Vor allem wollte Pösch² in diesem von ihm persönlich erforschten Völkchen eine eigene, „recht isolierte“ Rasse sehen, die nirgend mehr lebende Verwandte habe. Auf Grund genauer Vergleichung kam indes v. Luschan 1914 (Zeitschr. für Ethnol. 166) zu der jetzt wohl allgemein geteilten Ansicht, daß „selbstverständlich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Buschmännern und Pygmäen bejaht werden muß“. Eug. Fischer (Anthropologie 182 185 190) faßt beide als „pygmäische Rassenschicht“ Afrikas zusammen und vereinigt diese mit den nach ihm unverkennbar „ursprünglich verwandten“ und „irgendwie zusammengehörigen“ Negern zu der „negriden Rasse“, die vielleicht über Afrika hinausgehe.

Die Einheitlichkeit der asiatischen Pygmäen oder Negritos (Aëta, Andamanesen, Semang) ist wohl unzweifelhaft und unbezweifelt; dafür entsprechen sie sich, und zwar gerade ihre äußersten, inselbewohnenden Gruppen, zu vollkommen. Fischer (Anthrop. 198 f. 207 ff.) bezeichnet sie, mit wahrscheinlichem Einschluß der Pygmäen Neuguineas, als „negritische“ Schicht oder Rasse, die er neben der vielfach parallel gehenden „weddaischen“ unsrer Pygmoiden für „ganz alt getrennt“ und „selbständig“ hält. Die genealogische Vereinigung der asiatischen mit den afrikanischen Zwergstämmen stößt nun aber bei den Anthropologen auf offene Ablehnung oder unentschiedenes Zögern, was Schmidt (25 f.) um so unbegreiflicher erscheint, als tatsächlich wohl die doch mit den mittelafrikanischen Pygmäen zusammengefaßten Buschmänner von jenen weiter absteigen als die Negritos. Gewiß spielt hier das Bedenken der großen, anscheinend unüberbrückten räumlichen Trennung mit. Schwalbe hielt 1910 gegen Schmidt ausdrücklich „an der anthropologischen Verschiedenheit der afrikanischen und asiatischen Pygmäen fest“, indes ohne Angabe wirklich wesentlicher Unterschiede. Trotzdem blieb seine Ansicht so ziemlich maßgebend. Da ist es immerhin bedeutsam, wenn neuerdings Schwalbes großer Schüler Eug. Fischer (Anthrop. 190 f. 209) sich doch nicht so ganz ablehnend verhält, indem er schreibt: . . . „Anthropologisch sehr ähnlichen [Typen] wie den afrikanischen Pygmäen [begegnen wir] im indisch-inselindischen Gebiet, aber man kann unmöglich sagen, sie sind nahe genealogisch verwandt — es spricht manches dagegen . . . Freilich wird es behauptet, gute Kenner möchten jene und diese für eine Rasse halten.“ Ähnlich heißt es später: „Ganz besonders schwer, aber auch von brennendstem Interesse wäre die Entscheidung, ob diese [negritischen] Pygmäen mit den afrikanischen zusammenhängen — die Frage wird mit Ja und Nein beantwortet, ist heute noch nicht lösbar.“ Ebenso skeptisch lautet das Urteil Heine-Gelderns in der neuesten Ausgabe von Buschans „Illustrierter Völkerkunde“ 1923 (II 693).

¹ Dagegen steht indes Poutrin: L'Anthropologie 1912, 383 402.

² Korrespondenzblatt für Anthropologie 42 (1911) 78; Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft Wien 55 (1912) 320; Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien 42 (1912) 21.

Die tiefere Frage ist eben die, ob der wahrscheinlich gleichartige Pygmäentyp notwendig auf gemeinsame Abstammung zurückgeht oder in einer Art Konvergenz durch Idiovariation aus verschiedenen großwüchsigen Rassen herausgefallen, also je für Afrika und Asien unabhängig entstanden sei. Dieser von den Anthropologen bevorzugten Ansicht könnte zweierlei als Stütze dienen. Erstens, wenn wirklich der innere Zusammenhang der wichtigsten Pygmäenmerkmale, etwa deren Abhängigkeit vom Zwergwuchs, feststände, so daß wesentlich mit diesem allein schon der gemeinsame Pygmäentyp gegeben wäre. Eine solche Feststellung ist indes nur zum Teil versucht und fürs Ganze jedenfalls kaum wahrscheinlich zu machen. Beachtenswerter ist aber zweitens Fishers Hinweis¹ auf die bei den Haustieren und Zuchtpflanzen längst bekannte große Variabilität, die eben durch die „Domestikation“, d. h. eine länger dauernde willkürliche Beeinflussung der Ernährungs- und Fortpflanzungsverhältnisse, bedingt erscheint. Nach allem muß auch der Mensch als „domestiziert“ gelten, und da ist es nun auffällig, daß die hauptsächlichlichen Pygmäenmerkmale gerade im Bereich der häufigsten Haustiervariationen liegen, die besonders Körpergröße und Proportionen, Hautfarbe, Haar- und Nasenform betreffen. Ebenso also wie Zwerg-Haustierassen, etwa Ponys, Zwerghündchen, Zwerghühner, Domestikationsformen seien, wären wohl auch die Pygmäen als solche aufzufassen, hier wie dort selbständig unter dem Einfluß erhöhter Variabilität als neue „Spontan- oder Originalvariante“ (sprunghafte Mutation) herausgefallen und durch Erblichkeit und Auslese erhalten. Damit schwände allerdings nicht nur die Notwendigkeit einer genealogischen Zusammenfassung aller Pygmäen, sondern, wie Fisher selbst hervorhebt, überhaupt die Möglichkeit jeder sichern genealogischen Rasseneinteilung!

Demgegenüber sei hier daran erinnert, daß insbesondere Jens Paulsen (Archiv f. Anthr. 1922, 48) die Pygmäen gerade umgekehrt mit den meist kleineren Wildformen unsrer Haustiere vergleicht und auf die im gleichen afrikanischen Urwald lebenden, größtenteils erst jüngst entdeckten wilden Zwergformen hinweist, wie z. B. Zwergelefant, Zwergflupferd und die Zwerggiraffe, das Okapi. Freilich ist auch hiermit für die Rassenzusammengehörigkeit aller Pygmäen nichts Entscheidendes gewonnen. Aber man sieht, welch mannigfaltige, zum Teil gegensätzliche Gesichtspunkte hier Berücksichtigung heischen. Die Möglichkeit, ja eine gewisse Wahrscheinlichkeit des genealogischen Pygmäenzusammenhangs wird durch sie vorderhand nicht aufgehoben, wenngleich dieser anderseits anthropologisch aber auch nicht sicher zu erweisen ist.

Womöglich noch schwieriger ist die anthropologische Altersstellung der Zwergvölker zu ergründen. P. Schmidt (27 ff.) geht hier von dem Gedanken aus, die Pygmäenmerkmale als Eigentümlichkeiten des menschlichen Kindheitsalters zu betrachten, wie besonders die Kleinheit und Kurzköpfigkeit, die Körperproportionen, die steile Stirn und niedrige Nase. Auf dieser Annahme, die übrigens von Poutrin (L'Anthr. 1912, 388 f. 402) lebhaft bestritten wird, baut sich in etwas gewundenen Worten folgender Beweis auf (29): „Es ist doch keine bloße Theorie, sondern offenkundige Tatsache,

¹ Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie 18 (1914) 479—524; Festschrift zu Ed. Hahn's 60. Geburtstag (1916) 1—8; Anthropologie (1923) 134 f.; Menschliche Erblichkeitslehre 124.

daß die Individuen der großwüchsigen Rassen in ihrer Kindheit Stadien durchlaufen, welche die kleinstwüchsigen dauernd behalten, oder, mit anderen Worten, daß bei den Individuen der großwüchsigen Rassen dasjenige Stadium, welches die Eigenschaften der kleinstwüchsigen Rassen aufweist, demjenigen Stadium vorausgeht, welches die spezifischen Eigenschaften der großwüchsigen Rassen zeigt. Die Folgerung ist deshalb wohl nicht zu umgehen, daß die kleinstwüchsigen Rassen spezifische Merkmale besitzen, welche früher einmal die ganze Menschheit kennzeichneten, aus denen aber die großwüchsigen Rassen jetzt sozusagen herausgewachsen sind.“ In dem von Schmidt selbst gesperrten „früher“ liegt hier eine verfängliche Doppeldeutigkeit, indem es nach dem Vordersatz nur für die Kindheit eines großwüchsigen Rassen-individuums, also für ein Früher in der Individualentwicklung gilt, in der Folgerung aber für einen früheren Zustand in der Stammesentwicklung der „ganzen Menschheit“ genommen wird. Es ist dieselbe unzulässige Verquickung von Ontogenie und Phylogenie, an der das ganze „biogenetische Grundgesetz“ krankt, das Schmidt hier, wie Schwalbe mit Recht hervorhebt, „in strengster Observanz“ zugrunde legt. Zur rechten Würdigung dieses „Gesetzes“ genüge es, auf seine gründliche „Umwertung“ durch Oskar Hertwig¹ hinzuweisen und namentlich auf seine neuere historisch-kritische Zergliederung durch Eschulok (Deszendenzlehre [1922] 12. Kap.), die im Grunde auf das hinausläuft, was denkende Forscher schon lange betont haben, insbesondere Wassmann in diesen Blättern (1903, 65. Bd., 395 ff.) und wiederholt in seinen entwicklungstheoretischen Werken. Schmidts anthropologischer Beweis für „die absolute Primitivität der Pygmäen“ (38) ist danach als unzulänglich zu betrachten. Das gleiche muß aber auch von Jens Paulsen (Arch. f. Anthr. 1922, 41—51) gelten, der unter stillschweigender Voraussetzung jenes biogenetischen Satzes menschliche Jugendformen einfachhin als „primitive“ oder stammesgeschichtlich ältere nimmt und aus ihrer Häufung bei den Pygmäen wenigstens deren relativ höchstes Alter erschließen will. Wohl gemerkt, wir sagen nicht, daß dies falsch, wohl aber, daß es auf solchem Wege nicht bewiesen ist! Es mutet in dieser sonst verdienstlichen Arbeit fast wie ein Spiel mit Worten an, wenn aus den individuellen angeblich „kindlichen“ Formen der Pygmäen ihr entwicklungsgeschichtliches „Kindheitsalter“ gefolgert wird.

Aber ist nicht schon die Kleinheit an sich ein Zeichen höheren Stammesalters? Nach Depérets „Gesetz von der Größenzunahme innerhalb der Stammbäume“² würden ja, besonders in der Säugervelt, die großen Formen von kleinen abstammen, so daß diese jeweils die ältesten wären. Die bekannte Entwicklungsreihe der Pferde z. B. steige von nur hasengroßen Formen des Frühtertiärs allmählich bis zur heutigen Größe an. Auf solche Beobachtungen stützten tatsächlich schon 1895 Haacke und besonders Kollmann³ ihre An-

¹ J. B. „Das Werden der Organismen“³ (1922) 5. Kapitel, besonders S. 193 209 215 usw.

² Die Umbildung der Tierwelt (1909) 19. Kapitel; Diener, Paläontologie und Abstammungslehre (1910) 117 ff.

³ W. Haacke, Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale 264 usw., besonders 269 und 286; Jul. Kollmann, bei Rüsch, Das Schweizerbild² 205—282, besonders 274; vgl. Zeitschrift für Ethnologie 1894 und spätere Veröffentlichungen. Der Hauptunterschied Kollmanns von Schmidt bestand darin, daß jener jeder hochwüchsigen Rasse eine entsprechende Pygmäenrasse vorausgehen ließ, während dieser nur eine gemeinsame Pygmäenrasse annimmt.

sicht, daß die ältesten Vertreter des Menschengeschlechtes Zwerge waren. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit mag daraus auch zugestanden werden. Indes gilt das Depéretsche Gesetz nur in großen Zügen für eine gesamte Stammesreihe etwa seit dem Eozän, selbst da gelegentlich durch kleinere Formen, wie z. B. die geologisch jungen Zwergelöfanten der Mittelmeergebiete, unterbrochen. Auf eine enger begrenzte Rassenbildung ist es nicht ohne weiteres anwendbar, und niemals berechtigt es, im Einzelfall ganz einfach aus der Größe das entwicklungsgeschichtliche Alter abzulesen¹.

Eine sichere Entscheidung, ob die Pygmäenmerkmale ursprünglich oder abgeleitet, alt oder jung sind, läßt sich schließlich nur historisch, d. h. paläontologisch durch Vergleich mit alten, zeitlich genau bestimmbareren Skelettfunden gewinnen. Es ist das Aufgabe der Paläanthropologie oder Prähistorie, der Urgeschichte. Diese aber ist, offen gestanden, der Pygmäentheorie bisher nicht günstig. Die urzeitliche Neandertalrasse, der fast ausnahmslos die ältesten bekannten Menschenreste angehören, etwa zwanzig einwandfreie Funde aus fast ganz Europa, zeigt besonders im Schädelbau mit den vorragenden Überaugenwülsten, der fliehenden Stirn usw. eher gegenteilige Eigenschaften als die so typisch steiltirnigen Pygmäen, und zwar, wie der kürzlich in La Quina (Südfrankreich)² gefundene Schädel eines etwa achtfährigen Kindes lehrt, bereits in der Jugend deutlich ausgeprägt. Auch die bisher erkennbare mittlere Körpergröße des Neandertalers³ von etwa 155 cm geht über das Pygmäenhafte hinaus. Der „Heidelberger“, der als fröhiluvial bis jetzt den ältesten sichern Menschenrest darstellt, schlägt mit seinem mächtigen Unterkiefer ebensowenig eine Brücke ins Zwergerland. Die einzige schwache Annäherung mag der vielleicht gleichfalls altdiluviale Piltownschädel bieten mit seiner mehr gewölbten, wulstlosen Stirn und seinem Schädelinhalt von etwa 1300 ccm, der dem der Buschmänner oder Andamanesen entspräche (Boule a. a. O. 168), soweit hier bei der bekannten großen Variationsbreite des Schädelinhalts aus einem Einzelfall überhaupt etwas geschlossen werden kann. Das ist alles. Wenn man nun nach Maßgabe dieser ältesten bekannten Menschenreste unter der heutigen Menschheit die ähnlichsten, also „primitivst“ gebliebenen Vertreter aufsucht, kommt man trotz wesentlicher Verschiedenheiten unbedingt zu den Australiern, die danach als älteste lebende Rasse zu gelten hätten, während die Pygmäen recht weit absteht. Bei dieser Sachlage versteht man, wenn noch neuestens (L'Anthr. 1923, 391) der zur Zeit erste Paläanthropologe M. Boule, im Anschluß an Giuffrida-Ruggeri, Schmidts Ansicht, die Pygmäen bildeten den Grundstock der Menschheit, eine „sowohl vom paläontologischen wie morphologischen Gesichtspunkt unhaltbare These“ nennt!

Indes, vielleicht ist dieses Urteil verfrüht; denn mit gewissem Recht weist Schmidt (41) darauf hin, daß prähistorische Ausgrabungen in den jetzigen oder früheren, wesentlich auf die Tropen und Subtropen beschränkten Wohngebieten der Pygmäen noch kaum ernstlich vorgenommen und anderswo, be-

¹ Ebenso urteilt z. B. Pösch, Zwergvölker und Zwergwuchs, in den Mitteil. der Geogr. Gesellschaft Wien 1912, 312. Auch Schwalbe trat schon in der Fehde mit Kollmann gegen die Verallgemeinerung jenes Satzes von der Größenzunahme auf.

² L'Anthropologie 1921, 331 ff.

³ Nach Boule, Les hommes fossiles² (1923) 227 f.

sonders auch in Europa, Pygmäenfunde von vornherein nicht zu erwarten seien. Man kann diesen Erklärungsversuch für das bisherige Ausbleiben einer prähistorischen Bestätigung der Pygmäentheorie immerhin gelten lassen, wenngleich sich das ehemalige Wohn- oder Durchzugsgebiet der Zwergrassen natürlich nicht mit Sicherheit abgrenzen läßt.

Die ausschlaggebende Lösung der ganzen Frage glaubt Schmidt indes auf ethnologischem Boden zu finden, wo ihm als anerkanntem Fachmann reichstes Wissen zu Gebote steht. Hier verspricht er von vornherein (3) „Mitteilungen von entscheidender Bedeutung“; die Ethnologie sei „allein imstande, ... erst die volle Bedeutung der Forschungsergebnisse der Anthropologie ans Licht zu stellen, besonders in bezug auf ihren Alterswert“. In der ethnologischen Pygmäenuntersuchung erblickt er seine „eigentliche Aufgabe“ (43) und widmet ihr den Großteil seines Werkes. Und seine betreffenden Ausführungen sind von solcher Fülle, Wärme und Überzeugungskraft, daß sie den Leser mitreißen und Einwände fast nicht aufkommen lassen.

Es entrollt sich vor unsern Augen das anziehende Bild der angeblich gemeinsamen Pygmäenkultur auf materiellem und geistigem, besonders sittlich-religiösem Gebiet, wie wir es oben schon kurz gekennzeichnet haben. Hieraus schließt der Verfasser dann auf eine ursprüngliche Zusammengehörigkeit, einen einheitlichen Kulturkreis der Pygmäen, der „die älteste uns erreichbare Stufe der ethnologischen Menschheitsentwicklung“ darstelle und seine Träger als „die älteste Form des Menschengeschlechtes“ ausweise (268—280 usw.). Der Schluß beruht auf der neueren, sog. „kulturhistorischen Methode“ der Ethnologie, die hier ganz kurz umrissen sei¹.

Im Gegensatz zur lange herrschenden „evolutionistischen“ Richtung im Völkerkundebetrieb, die den menschlichen Kulturgang einfach nach vorgefaßten Entwicklungsideen jeweils von niedrig zu höher Scheinendem fortschreiten ließ und dementsprechend die vielabgestuften Einzelercheinungen bei den Völkern in wesentlich subjektive „Entwicklungsreihen“ brachte, suchten ernste Forscher, insbesondere Graebner, Fon, Ankermann und namentlich auch P. W. Schmidt, die tatsächliche zeitliche Aufeinanderfolge der Kulturen nach objektiven Merkmalen gewissermaßen historisch zu ermitteln. Als Hauptkriterien dieser kulturhistorischen Methode, deren Gesetzgeber Graebner in seiner grundlegenden „Methode der Ethnologie“ (1911) wurde, ergaben sich zunächst das Form- und das Quantitätskriterium. Sie gestatten, die Verwandtschaft von jetzt vielleicht durch Länder und Meere getrennten Kulturercheinungen zu erkennen dadurch, daß diese (etwa Bogen, Wohnung, Schmuck usw.) in der Form bestimmte, durch nichts innerlich geforderte Übereinstimmungen zeigen, und zwar hüben wie drüben an möglichst voneinander unabhängigen Gegenständen oder Einrichtungen in größerer Menge oder Quantität, so daß der Gedanke an bloß zufällige Gleichheit ausgeschlossen ist. Auf diese Weise konnte man fast über die ganze Erde hin eine Reihe wesentlich gleichartiger Kulturkomplexe feststellen, die, als Kulturkreise bezeichnet, ursprünglich zusammen-

¹ Vgl. diese Zeitschrift 102 (1922) 156 f. Außer den dort angegebenen Quellen siehe noch Pinard de la Boullaye S. J. in *Semaine d'Ethnologie religieuse* III (1923) 67—81 und in seinem ausgezeichneten Werke *L'Étude comparée des religions* (1922/23) I, c. VIII; II, c. V.

gehangen haben müssen und erst durch weitgehende Wanderungen getrennt wurden, welche ihrerseits zu vielfältigen Berührungen, Mischungen und Neubildungen Anlaß gaben.

Solche gegenseitige, besonders auch geographische Beziehungen geben uns nun wertvolle Zeitmesser zur Bestimmung des relativen Alters der einzelnen Kulturkreise an die Hand. So ist eine Mischkultur naturgemäß jünger als die in sie eingegangenen einfachen Kulturkreise; ebenso muß ein Kulturkreis, der einen andern örtlich durchbricht oder zerreißt oder ihn durch Überlagerung in verstreute, zusammenhanglose Reste auflöst, notwendig später eingedrungen sein. Als älter erweist sich insbesondere ein Kulturkreis, der in entlegenste Gegenden oder in abseitige Zufluchts- oder Rückzugsgebiete, wie schwer zugängliche Urwälder und Wüsten, zurückgedrängt ist; eine Kultur, die so an all ihren Verbreitungsstellen im Verhältnis zu andern Kulturkreisen älter erscheint, hat überhaupt als die älteste zu gelten. Nach solchen Gesichtspunkten konnte die kulturhistorische Ethnologieschule bereits Urkulturen, Primär-, Sekundär- und Hochkulturen scheiden. Während nun insbesondere Graebner¹ als Urkulturen nur die tasmanische und altaustralisch-altafrikanische (Bumerang-) Kultur gelten läßt, will W. Schmidt noch vor die tasmanische Kultur eben die Pygmäenkultur als allerälteste setzen. Dies sucht er in eingehender beiderseitiger Vergleichung (270—280) darzutun, indem er einerseits bei den Zwergvölkern eine die Tasmanier und ältesten Südostraustralier noch übertreffende Primitivität zu erweisen und andererseits jünger scheinende Elemente der Pygmäenkultur, wie namentlich den sonst erst in der sekundären „Bogenkultur“ auftretenden Bogen und Pfeil, als älter hinzustellen bemüht ist. So gelangt er zu dem „Endergebnis, daß die Pygmäen die älteste unsrer Erkenntnis zugängliche Stufe der menschlichen Entwicklung darstellen“ (285).

Dieses der kulturhistorischen Methode zugeschriebene Ergebnis wird nun aber überraschenderweise von den andern führenden Vertretern dieser Schule nicht anerkannt. Insbesondere gehört ihr Lehrmeister Graebner hier zu Schmidts schärfsten Gegnern. Nach ihm (bes. a. a. D. 462 f. 504 f.) gibt es keine einheitliche Pygmäenkultur. Wohl läßt er die Zwergvölker Afrikas und Südostasiens hier wie dort je als ältere Bevölkerungsreste gelten; doch nur die afrikanischen seien Träger einer alten, übrigens nicht ganz auf sie beschränkten Kultur, welche nahe Verwandtschaft zum altaustralischen Kulturkreis, aber besonders in der Vorherrschaft von Bogen und Pfeil sicherlich jüngere Beeinflussung zeige. Die südostasiatischen Pygmäen, Pygmoiden u. a. erinnerten in ihrem Jäger- und Sammlerleben wohl an primitive Verhältnisse, schlossen sich im übrigen aber doch an das umgebende indonesische Kulturbild an, das hauptsächlich aus melanesischer Bogenkultur und noch jüngeren polynesischen Elementen gemischt erscheine. Wir stehen also vor der Tatsache, daß so bedeutende Forscher wie Schmidt und Graebner auf dem Boden der gleichen Methode für die Pygmäen zu grundverschiedenen Ansichten gelangen! Ja man kann sich kaum ablehnender äußern, als Graebner, allerdings durch unnötig scharfe Polemik (bes. „Globus“ 97 [1910] 175 363) gereizt, es in seiner „Methode der Ethnologie“ (39 125

¹ Siehe besonders seine „Ethnologie“ im Anthropologieband III, 5 der „Kultur der Gegenwart“, 1923.

147) tut, wo er Schmidts Pygmäenbuch geradezu als abschreckendes „Musterbeispiel“ unsachlicher subjektiver Kritik und verfehlter Schlußfolgerung aus nur hypothetischen Vorderfägen hinstellt!¹

Dieser letzte Vorwurf kehrt übrigens öfter wieder, er wurde schon von Schwalbe („Globus“ 98 [1910] 53–56) angedeutet und neuerdings von Heine-Geldern (Archiv f. Anthr. 1920, 79–99) erhoben, der gar folgendermaßen schließt: „So begreiflich und berechtigt auch das Streben sein mag, über die augenblicklichen Ergebnisse der allzu langsam fortschreitenden Einzelforschung hinaus nach weiterem Überblick zu suchen, so kann doch der hier besprochene Fall als Warnung dienen, nicht durch kategorische Behauptungen den Eindruck zweifelsfrei erwiesener Tatsachen zu erwecken, wo es sich in Wirklichkeit, schon der mangelnden Materialien wegen, doch höchstens um mehr oder weniger berechnete Vermutungen handeln kann.“ Hier soll zwar zunächst nur Schmidts Austroasiatentheorie und nur indirekt dessen Pygmäenansicht getroffen werden; die Stimmung der Fachgelehrten gegen diese dürfte aber damit gezeichnet sein. Sollte nun auch wirklich der hochverdiente „Anthropos“-Begründer in der Wärme wissenschaftlicher Begeisterung sich zu weit haben fortreißen lassen, so möge man es dem Fluge eines hohen Geistes zugute halten, der unsrer vorläufig sicher erschließbaren Erkenntnis vorausseilen und ihr weitere Ausblicke eröffnen möchte.

Für die kritische, besonders auch christlich-apologetische Wissenschaft ergibt sich aber angesichts der gezeichneten Sachlage die Pflicht der Zurückhaltung. Die Pygmäentheorie als Ganzes ist jedenfalls nicht zweifelsfrei bewiesen, weder anthropologisch noch ethnologisch und vor allem nicht prähistorisch. Auch bei Annahme der immerhin wahrscheinlichen Zusammengehörigkeit der Pygmäen geht es nicht an, sie bis in die graueste vorpaläolithische oder gar voreolithische Urzeit zurückzuführen, zumal der Mangel an besseren Steinwerkzeugen sich ganz natürlich durch Fehlen geeigneten Materials erklärt². Ein relativ hohes Alter ist un-leugbar; wie weit dieses aber hinaufreicht und ob es wirklich das der Tasmanier und Altaustralier übertrifft, ist vorderhand nicht zu entscheiden. Die wichtigen Erkenntnisse von Monogamie und Monotheismus schon auf früher menschlicher Urstufe bleiben dabei übrigens bestehen, und ihre immer weitere Anerkennung in wissenschaftlichen Kreisen drängt den alten Evolutionismus erfreulich zurück³. Es ist dies ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst der Kultur-

¹ Z. B. S. 125: „Die Mehrzahl der Einzelaufstellungen [in Schmidts Pygmäenbuch] sind durchaus hypothetisch und werden doch zu den wichtigsten menschengeschichtlichen Folgerungen verwertet.“ Im „Globus“ 97 (1910) 366 schreibt Graebner sogar: „Schmidts Versuche einer Beweisführung für ein [ihm] von vornherein feststehendes Ergebnis können den Ansprüchen in keiner Weise genügen, und sie erreichen in dem neuen Werk über die Pygmäen einen Tiefstand, daß es an der Zeit ist, dem Autor ein ernstes Memento entgegenzurufen.“ Eine Anmerkung soll diesen „Tiefstand“ begründen: „Für den überwiegenden Teil der Kritik ist das Hineinpassen in die Theorie ausschlaggebendes Kriterium. Der Nachweis der kulturellen Einheit der Pygmäen und ihrer kulturellen Primitivität bewegt sich in einem fortwährenden *circulus vitiosus*, indem immer wieder das, was bewiesen werden soll, vorausgesetzt wird ...“ — Dies gewiß übertriebene Urteil läßt doch so viel erkennen, daß auch die ethnologische Beweisführung, auf die Schmidt den Hauptwert legt, keineswegs alle Kenner überzeugt.

² Dies hob schon Schwalbe im „Globus“ 98 (1910) 55 hervor.

³ Siehe W. Schmidt, *Semaine d'Ethnologie relig.* III 48–56; *Anthropos* 16/17 (1921/22) 487 ff. 1006 ff.

historischen Schule besonders unter P. Schmidts Mitarbeit. Eine immer weitere und tiefere Erfassung aller noch vorhandenen Urkulturen, wie sie u. a. Schmidts Schüler PP. Gusinde und Koppers¹ in glückverheißender Weise bei den feuerländischen Dagan gleich mit Entdeckung eines bisher unbekannten Eingottglaubens eröffneten, scheint vorderhand fruchtreicher als eine einseitige Abtrennung der Pygmäen. Sonst dürfte die Grundlage doch allzu schmal werden, zumal P. Schmidt neuerdings selbst zugeben muß (*Anthropos* 16/17, 978 ff. 1080), daß sich seine bedeutsamen Folgerungen über Religion, Opfer usw. der Andamanesen eigentlich bloß auf die Südstämmen von nur rund 50 Köpfen stützen können! Allerdings ist gerade bei solch bedrohlichem Zusammenschmelzen der Pygmäen auch ihre Erforschung eine dringliche Aufgabe, der P. Schmidt so verdienstvoll Bahn gebrochen und vorgearbeitet hat.

Und vielleicht wird die Zukunft auch noch die bisher dunkle Pygmäen-Frage überraschend klären und P. Schmidt recht geben, wenn sich die prophetischen Worte M. Boules (*Les hommes fossiles* [1923] 176) erfüllen sollten:

„Ein Tag wird kommen, wo man in viel älterer Schicht als der von Pilt-down einen Hominiden kleinen Wuchses finden wird, von fast aufrechter Gestalt, mit einer im Verhältnis zum ganzen Körpervolumen sehr großen Gehirnkapsel, die aber absolut weit unter der aller bekannten Menschheitsvertreter steht. Das ist dann der wahre *Coanthropus*“, der Mensch der Morgenröte der Schöpfung! Bis zu diesem, „vielleicht noch sehr fernen Tage“ aber, so fügt Boule weise hinzu, „heißt es sich bescheiden mit dem, was wir in so langsamer und mühseliger Forschung erkannt haben“.

August Padtberg S. J.

¹ *Anthropos* 16/17, 520 ff. 966 ff. *Semaine d'Ethnol. relig.* III 316—328.